

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

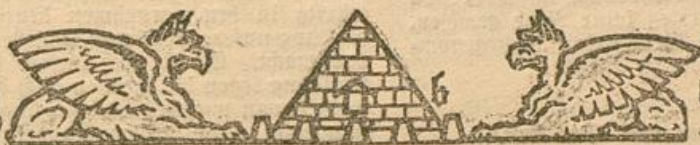
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

5.6.1921 (No. 23)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 23



5. Juni 1921

Rudolf Krauß / Vom alten Vogau.

Schon drei Jahrhunderte lang ist über das in die gefährliche Mitte der europäischen Kulturwelt räumlich wie intellektuell hineingestellte deutsche Volk eine furchtbare Welle gewaltiger Kriege hinweggegangen, deren kürzere oder längere Pausen immer wieder zum mühseligen Aufbau des Vernichteten benutzt werden mußten. Es spricht für die außerordentliche Lebens- und Spannkraft unserer Nation, daß auch die schwersten Stöße sie nur vorübergehend zu erschüttern vermochten, und daß sie, wie oft auch ins Dunkel zurückgeworfen, doch unermüdet blieb im starken Willen zum Emporstieg. In diesem geschichtlichen Tatbestand liegt ja auch der zuverlässigste Trost, daß wir auch diesmal so wenig wie bisher dem Anprall des feindlichen Schicksals erliegen werden, daß nicht, wie kurzfristige Wahn, die überstandenen und etwa noch bevorstehenden Leiden des lebenden Geschlechts den Maßstab für Deutschlands Zukunft abgeben.

Die schwersten Erschütterungen dieser dreihundertjährigen Periode stehen an ihrem Anfang und an ihrem Ende: Der Dreißigjährige Krieg und der kaum noch beendigte Weltkrieg. Beide sind grundverschieden in ihren Ursachen, ihrem Verlauf, ihren Begleiterscheinungen und ihren Auswirkungen — Unterschiede, die in der völlig entgegengesetzten politischen und wirtschaftlichen Lage von damals und heute begründet sind. Vor dreihundert Jahren Deutschland ein reiner Agrarstaat, der, nicht überbevölkert, unter normalen Verhältnissen sich selbst zu ernähren imstande war, aber durch feindliche wie befreundete Heerscharen dreißig Jahre lang ausgebrannt, ausgeraubt, ausgeplündert, ausgezogen, durch Schwert und Pestilenz vollsarm geworden — und doch nach einem Menschenalter wieder so weit erholt, daß es sich für den französischen Nachbar von neuem der Mühe verlohnte, neue Raubzüge gegen das Reich zu eröffnen. Heute ein Industriestaat, dessen Bevölkerung schon vor dem Weltkrieg durch Einfuhr sichergestellt werden mußte, jetzt trotz aller Menschenverluste überbevölkert, weil gewaltsam in engere Grenzen gepreßt, und so in seiner Ernährung auf den Beistand des Auslandes angewiesen. Der Boden fast gänzlich unbetüht, die Wohnstätten unzerstört — ein unendlicher Segen in allem Elend! Dagegen durch die mehr als vierjährige Ueberspannung des ganzen technischen Maschinenapparates, durch die rückwärtslose Ausbeutung der vorhandenen materiellen Werte, zuletzt durch die maßlosen Forderungen der siegestrunkenen Feinde der Verarmung und Verelendung preisgegeben. Und dennoch liegt gerade wieder in dem großartigen Aufschwung und rastlosen Fortschritt der modernen technischen Hilfsmittel, in der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich rascher entwickelnden Beherrschung und Verwertung bisher noch brachgelegener Naturkräfte die Aussicht, daß trotz aller Erschöpfung und allem Raubbau die Erholung rascher eintritt, als man sich im Augenblick vorzustellen vermag. Und just für das niedergedrückte Deutschland wird die bittere Notwendigkeit, wird der bloße Selbsterhaltungstrieb ein mächtiger Ansporn sein, durch neue Erfindungen und Entdeckungen die unerläßlichen Ersatzmittel zu gewinnen.

In der Primitivität der Zustände vor dreihundert Jahren lag eher ein förderndes Moment im Vergleich zur jetzigen Kom-

pliziertheit, die dem Zusammenstoßen so vieler widerstrebenden und doch in ihrer Gesamtheit zum Wiederaufbau unentbehrlichen Kräfte unendliche Schwierigkeiten in den Weg legt.

So hat in allen Einzelheiten das Unglück des Dreißigjährigen Krieges ein anderes Antlitz gezeigt als das jetzige. Aber die Größe des Unglücks von damals und heute hält sich ungefähr die Waage. Und eben diese Unabsehbarkeit hat bei allen Bildungsunterschieden der Zeitalter eine Ähnlichkeit des seelischen Zustandes und der moralischen Verfassung erzeugt, die zu einem Vergleich einlädt.

Es ist bekannt genug, daß sich die Geschichtsschreibung der alten Zeit weit weniger um die Erscheinungen der Kultur als um die politischen und kriegerischen Ereignisse gekümmert hat. Wer die Epoche des Dreißigjährigen Krieges nach der geistigen Seite darstellen will, vermöchte aus gelegentlichen Bemerkungen der historischen Quellen und aus hypothetischen Rückschlüssen nur ein dürftiges Mosaik herzustellen, wenn nicht glücklicherweise die Dichter in die Lücke treten würden. Je mehr die gesamte Literatur des 17. Jahrhunderts satirisches Gepräge aufweist, eine um so ergiebiger Fundgrube ist sie für die deutschen Sittenzustände in und unmittelbar nach dem großen Kriege. Neben Grimmselhauens farbenreichen Romanen danken wir die umfangreichsten und zuverlässigsten Aufschlüsse der Niefensammlung von 3553 Sinngedichten, die Friedrich von Vogau (1604—1655) im Jahre 1654 unter dem Pseudonym Salomon von Galow herausgegeben hat. Dieser schlesische Edelmann, der mitten in allgemeiner Sittenverderbnis und im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Standesgenossen den Grundsatz, daß Adel verpflichtet, hochgehalten hat, ist der rechte Mann gewesen, um seinem Zeitalter einen nicht weniger als schmeichelhaften Spiegel vorzuhalten. Und es ist nun merkwürdig, wie das gegenwärtige Geschlecht nur in diesen Spiegel hineinzublicken braucht, um sich darin, soweit es dazu überhaupt noch fähig ist, selbst zu erkennen.

Der heiß ersehnte Friede, der Westfälische, war da, aber es war so wenig ein echter Friede wie der von Versailles. In einigen gleich nach dem Abschluß gedichteten Epigrammen verleiht Vogau seinem tiefen Mißtrauen Ausdruck.

Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harnisch weggelegt, der Friede zeucht ihn an.
Wir wissen, was der Krieg verübt; wer weiß, was Friede kann?

Friede und Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt;
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Der weichende Krieg.

Mars macht es gar zu arg, Mars tobt jetzt gar zu sehr;
Der Teufel, wenn er weicht, so stinkt er desto mehr.

Und wiederum auf den Frieden von heute könnten die Verse des Vogauischen Sinngedichts „Der Deutsche Friede“ gemünzt sein:

Was kostet unser Fried? O wieviel Zeit und Jahre!
 Was kostet unser Fried? O wieviel graue Haare!
 Was kostet unser Fried? O wieviel Ströme Blut!
 Was kostet unser Fried? O wieviel Tonnen Gut!

Ein andermal nennt unser Dichter den zweifelhaften Frieden ein trojanisches Pferd, das voller Groll steckt und viel Ordnung einreißt. Dann wieder warnt er vor dem „vermeinten Frieden“:

Wie sicher sind wir doch, als wenn wir Frieden hätten!
 Wir gehn in vollem Sprung und unser Heli an Ketten.

Wie treffen vollends die folgenden Worte („Das begrabene Deutschland“) auf die Gegenwart zu!

Wir mußten alle Völker zu Totengräbern haben,
 Oh Deutschland in sich selbst sie konnten recht vergraben.
 Noch sind sie mehr jetzt mühsam, den Körper zu verwahren,
 Daß in ihn neue Geister nicht etwa wieder fahren.

Also auch damals der Friede nichts anderes als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln! Auf lange Dauer des Friedens setzt Vogau gar kein Vertrauen: er will sich schon daran genügen lassen, wenn er wenigstens ebenso dreißig Jahre wie der Krieg währt.

Von einer Revolution, d. h. Volkshebung, im modernen Sinn ist nach dem Dreißigjährigen Krieg keine Rede gewesen. Wohl aber hat Vogau wiederholt die Gelegenheit wahrgenommen, sich über den Begriff der Freiheit zu äußern.

Die Freiheit.

Wo dieses Freiheit ist: frei tun nach aller Lust,
 So sind ein freies Volk die Säu' in ihrem Wust.

Schein der Freiheit.

Die Freiheit ist der Strick, damit man Freiheit fängt;
 Je mehr man sie verdrückt, je mehr man ihrer denkt.

Die durch den Krieg verschuldete Verarmung und Verelendung Deutschlands und im Zusammenhang damit der unerträgliche Steuerdruck ist ein Lieblingssthema unseres Epigrammatikers. Unter der Überschrift „Die Natur duldet nichts Leeres“ spottet er:

Der da jaget, daß kein' Leer'
 Jrgendwo zu finden wär',
 Der hat nicht gesehn so weit
 In die Beutel unsrer Zeit.

Ein andermal prophezeit er, der Krieg werde so lange währen, bis nur noch hölzerne Kinderpferde statt lebendiger übrigbleiben.

Daß damals genau wie heute mit Armut, Teuerung und Hungersnot Eigennutz, Profitwut und Genußsucht gleichen Schritt gehalten haben, geht aus zahlreichen Sinngedichten Vogaus hervor, dem die zunehmende Sittenverwilderung noch viel tiefer zu Herzen gegangen ist als die materielle Not seines Volks. Kurz und bündig erklärt er:

Unser Zeit Gewissen
 Stehet auf Genieken.

„Nutz und Gewinn“ betitelt er folgendes Stück:

Wie kommt's, daß Eigennutz jetzt mehr als Ehre gilt?
 Die Welt ward durch den Krieg ein unvernünftig Wild,
 Das sonst mehr nicht sucht, als wie es sich nur füllt.

Dann wieder klagt er über „das gewandelte Deutschland“:
 Die Deutschen wußten wenig vor Zeiten von dem Golde,
 Sie trugen Treu' und Glauben vor allem alle Hulde;
 Jetzt wissen Deutsche wenig vom Glauben und von Treue,
 Sie dienen mehr dem Golde denn Gott ohn' alle Ehre.

Nicht einmal die Beamten sind über die Bestechlichkeit erhaben. Vogau meint:

Wenn Beamte, wie sie sollen,
 Nicht Geschenke sollten nehmen,
 Würde selten jemand wollen
 Sich zu Amt und Dienst bequemen.

Der „gestorbenen Redlichkeit“ widmet er die Verse:
 Man lobt die Redlichkeit, sieht aber keine nicht;
 Die Toten ist man auch zu loben noch verpflichtet.

Eine andere Grabinschrift gilt der Frömmigkeit:

Frommes liegt in Grabesnacht,
 Böses hat es umgebracht,
 Frevel erbte seine Habe,
 Tanzt dafür ihm auf dem Grabe.

Bitterschärfe Abrechnung hält Vogau mit den „Heutigen Sitten“:

Wozu soll doch ein Kind ein Vater auferziehen
 Bei so bewandter Zeit? Er darf sich nur bemühen,
 Daß sein Sohn keine Scheu und kein Gewissen hat,
 So ist schon alles gut, so ist schon allem Rat.

Die Respektlosigkeit der Jugend, die in jeder Periode des Sittenniedergangs beobachtet werden kann, charakterisiert Vogau mit nachstehendem Treffer:

Das Alter.

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
 Jetzt heißt es: Junger, sitze! und: Alter Greiner, laus!

Unermüdet ist Vogau, der Patriot, gegen den Strom der Zeit schwimmend, für die Reinerhaltung des Deutschtums in die Schranken getreten. Zwei Symptome völkischer Selbsterniedrigung griffen ihm besonders ans Herz: die Verwelschung unserer Sprache und die Nachäffung fremder Kleidertracht. Gerade gegen die Modetorheiten hat er zahllose Epigramme geschmiedet, und er verstieg sich so weit, daß er den Deutschen sogar erlaubte, bei ihrem Saufen zu bleiben, sofern sie nur die Mode zu allen Teufeln ziehen ließen. Denn „wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen“. Bei diesem schönen Wort denkt man unwillkürlich an die hochmoderne Damenwelt, die sich gegenwärtig in den vornehmen deutschen Großstadthotels als Begleitung unserer waderen Schieber, Kettenhändler und Wucherer breitmacht. Es ist noch immer so gewesen: mit der ehrbaren Kleidung legen die Frauen auch die ehrbaren Sitten ab. Vogau weiß davon manches Lied zu singen, und er scheut sich nicht, mit manchmal recht herben Ausdrücken die Dinge, die er meint, bei ihrem wahren Namen zu nennen. Denn er nimmt, wie er sagt, für sich das Recht in Anspruch, zu schreiben, was die andern sich zu treiben vergönnen. So malt er die treulosen Frauen, die feilen Dirnen, die listernen Männer in grellen Farben.

Der Mangel dieser Zeit hat Sparsamkeit erdacht,
 Man tauft jetzt auch bald, sobald man Hochzeit macht.

Aber den Urgrund aller Sittenverderbnis erblickt er in der immer mehr überhand nehmenden Gottlosigkeit. Der Krieg, meint er, mache die Sinnen voller Rüste und die Länder öd' und wüste: das Schlimmste aber sei, daß er auch den Himmel leer mache. Die Weltkunst, erklärt er ein andermal, sei ein Herr und das Christentum ihr Knecht geworden.

Den ganzen nationalen Jammer faßt Vogau schließlich in einem Sinngedicht zusammen, das die Überschrift führt: „Deutschland, verfehlt: Ehenland“.

Ein Ehenland bist du jetzt, o liebes Deutschland,
 worden
 Durch Born, Reid, Krieg, Gewalt, durch Rauben
 und durch Morden;
 Ein jeder scheut sich nun, in Dich zu bauen ein,
 Welt mehr kein Mensch in Dir, nur lauter
 Teufel sein.

Aber wie heute ist auch damals das niedergetretene Deutschland nicht allein der Leidtragende gewesen, hat vielmehr ganz Europa an dem angerichteten Schaden teilnehmen müssen. Diese Parallele setzen die folgenden Verse in helles Licht.

Weltglauben.

Treu und Glauben ist zerrissen,
 Dran die Welt zusammenhing;
 Dieses macht, daß so zu bissen*)
 Aller Länder Bestes ging.

Auch manches, was uns in unserer gegenwärtigen Lage Trost zu spenden vermag, findet sich in Vogaus Epigrammen. Mit ihm möchten wir unsern alliierten und assoziierten Feinden zurufen:

Wer durch das Eisen siegt, hat ritterlich gesiegt;
 Betrüglich hat gekriegt, der durch das Geld gekriegt.

Und auch das Rezept für die Wiedergeburt Deutschlands ist schon Vogau wohl bekannt gewesen.

Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen
 Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

Vor allem aber tut uns in diesem Augenblick not, daß wir das Sinngedicht „Arbeit und Fleiß“, eines seiner köstlichsten, uns tief in die Seele graben:

Die Welt ist wie ein Kram, hat Waren ganze Haufen,
 Um Arbeit stehn sie feil und sind durch Fleiß zu kaufen.

*) Zu bissen gehen = in Stücke gehen.

Emil Kast / Christian Morgenstern.

Zum Gedächtnis seines fünfzigsten Geburtstages.

Will man sich flüchtig über einen zeitgenössischen Dichter unterrichten, so greift man zu einer modernen oder modernsten Literaturgeschichte, nicht ohne eigenartige, ganz typische Erfahrungen zu machen. So liest man in Richard M. Meyers Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts folgende Auslassungen über Christian Morgenstern: „... am stärksten hat Christian Morgenstern (1871—1914) mit der metaphysischen Umstimmung, dem kosmischen Galgenhumor das Entspannungsbedürfnis seiner Zeit angesprochen. Die befreite Weltironie der „Galgenlieder“ (1905), des „Palmström“ (1910), „Palma Kuntel“ (1916), in denen die altbewährte Freude am „höheren Witz“ mit Zeit satire genährt, den Rhythmus so selbstherrlich werden läßt, daß er der sinnlosen Wortbildung Sinn gibt, hat die zartfarbig perlende Lyrik Morgensterns („Und aber ründet sich ein Kranz“ 1902, „Einkehr“ 1910, „Ich und Du“ 1911) der Beachtung entzogen.“ — Der Beachtung entzogen offensichtlich nicht nur des Publikums, denn wo bleibt die Nennung der „Stufen“ 1918, eines Aphorismenbandes, der mehr als alles andere die innerste Wesenheit Morgensterns genetisch vor Augen stellt? Es ist gewiß nicht Aufgabe einer Literaturgeschichte, jeden Dichter erschöpfend zu behandeln, aber gerade die gebotene Knappheit im Charakterisieren sollte sich auf ein der Wirkensmöglichkeiten bewußtes Verantwortlichkeitsempfinden des Historikers gründen. Wie soll sich der Geschmack breiter Lesermassen heben oder berichtigen, wenn die Fachgelehrten mit indifferenten, vollkommen schiefen Schlagwörtern wie „metaphysische Umstimmung und altbewährte Freude am Höheren Witz“ (von wem bewährt??) wirtschaften zu können vermeinen. Man darf sich dann nicht wundern, wenn heute noch neben andern Christian Morgensterns Name und alltagfernes Werk (der leider vor 1914 für die vielzuviele übersatteten deutschen „Gebildeten“ so wenig da war wie Paul de Lagarde) nicht genug Besitz und Haben, sondern bestenfalls ein Wissen und Kennen ist. Um so mehr wird zur Pflicht, in einer stillen Frühlingstunde dieses edlen deutschen Menschen bescheiden und dankbar zu gedenken.

Im Jahre 1908 hat Christian Morgenstern niedergeschrieben: „Wenn ich aber tot sein werde, so tut mir die Liebe und Kraft nicht alles hervor, was ich je gesagt, geschrieben oder getan. Glaubt nicht, daß in der Breite meines Lebens das liegt, was Euch wahrhaft dienlich sein kann. — Ist man denn an einem Apfel auch alles mit: die Kerne, das Kerngehäuse, die Schale, den Stengel? Also lernt auch mich essen und schlucken nicht hinter mit alle dem, was nun zwar zu mir gehört und gehörte, aber von dem ich selbst so wenig wissen will, wie Ihr davon sollt wissen wollen. Laßt mein allzuvergänglich Teil ruhen und zerfallen, dann erst liebt Ihr mich wirklich, habt Ihr mich wirklich verstanden.“ — Geboren am 6. Mai 1871 als Sohn und Enkel von Landschaftmalern ist er Carl Ernst Morgensterns und seiner Ehefrau Charlotte Schertel einziges Kind geblieben. In der Umgebung eines Münchener Hauses, das sich und den parkartigen Garten aller Kunst und heiteren Geselligkeit offen hielt, hat er glückliche, eindruckreiche Kinderjahre verbracht. Die Schaulust der Maler Augen seines Vaters und bald ein einsehendes Leiden der Mutter — Erbteile, die zum Glück und Verhängnis auch dem Sohne Lebenselemente geworden sind — haben weite Reisen in den warmen Süden und sonnige Hochgebirgstäler nicht weniger gefördert, als dies die später erfolgte Berufung des Vaters an die Breslauer Kunstschule begünstigte, wo die schlesischen Dörfer, des Zobten und des Riesengebirgs Vorlande, Wanderwege und Jagdgründe für Vater und Sohn boten, Unvergessbar Liebes erwies die Landschaft dem viel einsamen und stillfrohen Knaben. „Diese Jahre waren grundlegend für sein Verhältnis zur Natur, das ihm später die Möglichkeit gab, zeitweilig völlig in ihr aufzugehen.“ Im zweiten Lebensjahrzehnt dringen in diesen sonnetrunken Frieden die lähmenden Schauer einer fast übermächtigen Wirklichkeit. Die Mutter erliegt ihrem Leiden; die eigene Kränklichkeit, wenn sie auch erst zwölf Jahre später zum unzweifelhaften Ausbruch kommt, beginnt der physischen Widerstandskraft Schwierigkeiten zu bereiten. Das Schicksal will dem jungen Menschen wohl: es führt ihm den Jugend- und Lebensfreund, den verwandt gearteten Friedrich Kayler zu. „Wär der Begriff des Echten verloren / In Dir wär er wieder geboren“ so ist der — vielleicht beiderseitige — Eindruck und Gewinn. — Auf die Rettüre Schopenhauers folgt Nietzsche, für Morgenstern ein zweites von einigen richtunggebenden Menschen- und Seinserelebnissen. Die Uebernahme einer Uebertragung von Hofens Verswerken vermittelt ihm 1898 dessen persönliche Bekanntheit. 1901 erschüttern ihn Paul de Lagardes „Deutsche Schriften“ so sehr, daß noch nach sechs Jahren sein Taschenbuch folgende Verse aufnimmt:

Zu Niblum will ich begraben sein,
am Saum zwischen Marsch und Meer . . .

Zu Niblum will ich mich rasen aus
von aller Gegenwart.
Und schreibt mir dort auf mein steinern Haus
nur den Namen und: Rest Lagarde!
Ja, nur die zwei Dinge, klein und groß:
nur den Namen und: Rest Lagarde!

Das Inselchen Mutterland dorten, nein,
das will ich nicht verschmähen.
Holt mich doch bald die Nordsee beim
mit steilen, stürzenden Seen. —
Das Muttermeer, die Mutterflut . . .
D, wie sich gut dann da drunten ruht,
tief fern von deutschem Geschehn!

Die Jahre des Reisens stellen sich ein. „Einkehr“, „Ich und Du“ sind neben andern wortgewordener Niederschlag. 1908 fand er die künftige Weggenossin (die nun nach des Dichters zu frühem Tod aus seinem literarischen Nachlaß schon mehrere Bände Gedichte und Aphorismen mit seinem Taft den deutschen Lesern zusammengestellt hat); das Jahr bezeichnet zugleich die letzte entscheidende Wendung in Christian Morgensterns Geistesgang:

Wir fanden einen Pfad, der klar und einsam
empor sich zog, bis, wo ein Tempel stand.
Der Steig war steil, doch wagten wirs gemeinsam.“

Jetzt hatte er wohl längst Erahntes gefunden, nachdem er schon 1904 sich notiert hatte: „Es ist etwas in mir, das jagt und jagt einem Ziele zu. Das läßt mich in keiner Trägheit ganz ruhen, in keinem Glück ganz vergessen.“ — Steter Begleiter in diesen Jahren war für den Dichter freilich der geheimnisvolle Verfolger, der ihn dann 1914 zu früh zu andern Aufgaben fern aller irdischen Zeitlichkeit abberief: „Ich sehe ihn vor mir, meinen treuesten Begleiter und Verfolger, den seltsamsten Raub der Welt. Seine Beschäftigung besteht seit zehn, seit vierzehn Jahren darin, mich mit einer feinen Federpose in der Brusthöhle zu reizen, gleich als wünschte er auf Erden nichts, als immer von neuem, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr meine Stimme zu hören; lediglich die Stimme, unartikuliert, tierisch, ohne Form, ohne Inhalt; wie er denn wohl auch selbst nur ein tierischer Geist sein mag, ein Geistes ohne Hirn, nichts als eine fixe Idee von oben bis unten und ich sein einziges Ziel, sein einziger Lebenszweck.“

„Ich bin Gelegenheitsdichter und nichts weiter.“ So hat Christian Morgenstern von sich gesagt; es scheint wenig und ist so viel, blättert man nur die dünnen Gedichtbände und die Spruch- und Aphorismensammlungen (deren größte und am umfassendsten die Tiefen Morgensternschen Sinns über Gott, Welt und Ich erschließende das Buch „Stufen“ ist, 1918 von Margarete Morgenstern veröffentlicht) in Sorgsamkeit durch. „Ihr wollt meinen Platz wissen? Ueberall wo gekämpft wird!“ Daraus erklärt sich seine Geistigkeit in ihrem Umfang nicht weniger als in ihrer Methode. Das Auge ist recht eigentlich sein Lebensorgan. „Mein Hauptorgan ist das Auge. Alles geht so mir durch das Auge ein.“ Er hat darin gute Ahnen (Goethe, Gottfried Keller) und wackere Mitstreiter. Hat doch Carl Spitteler immer wieder sein eigenes Schaffen als geboren und genährt aus: „Augen-, Licht- und Farbenwonne“ charakterisiert. In der Augenhungrigkeit hat Morgenstern vor dem auch sonst natürlich reichlich anders gearteten Alemannen dies eine wirklich voraus: dem Auge, das nach dem Draußen dürstet, gesellt sich bei ihm der rastlos suchende Blick in die verhüllten Schächle eigener Innerlichkeit. In Morgenstern steckt viel von einem Mystiker. Er selbst hat Aufzeichnungen zum Tagebuch eines Mystikers zusammengestellt. Dort gewonnene Eindrücke kann man aber gleicherweise und ganz speziell der Lyrik entnehmen: „Melancholie“, „Ich und Du“, „Wir fanden einen Pfad“. Die letzte Einheit alles Seins, den Urgrund alles Drängens und Ringens hat er lebenslang zu errahnen gesucht. Die zarte, verhaltene Sprache seiner Sonette, Lieder und Ritornelle tastet gleich nach diesem vielleicht unerreichbaren Geheimnis wie die scharf geschliffenen Aphorismen, die die Fülle menschlicher Regsamkeit durchfurchen: Literatur, Kunst, Natur, Theater, Kritik der Zeit, Ethisches, Erziehung, Selbsterziehung, Erkennen, Politisches, Soziales und so fort. „Die große Ruhe und der tiefe Friede sind nur bei euch, ihr Lieben fernem Berge“; so hat er dann vielleicht an einem stillen Sommerabend wehmütig erkannt; auch er einer von den vielen „die mit Sehnsucht sondermaßen zu den Bergen aufgeschaut“.

Die bedeutenden Aphoristiker der deutschen Literatur sind bald gezählt: Dichtenberg; Friedrich Schlegel; Niebsche. Morgenstern dürfte kaum minder wesentlich sein. Für den Aphorismus hat der Deutsche, dem über der Tiefe des Gehalts und ihrer Durchdringung zu oft das Empfinden formaler Werte verloren geht, wie man immer wieder bei eigener Kunstbetrachtung erleben muß, nicht allzuviel übrig. Goethe hat einmal über Dichtenberg (der ihm im übrigen nicht sonderlich sympathisch war) die feine Bemerkung gemacht: wo dieser einen Spatz mache, liege ein Problem verborgen. Er sah deshalb in dessen Aphorismen mit durchdringendem Blick eine Wünschelrute seltenster Art. Was vor mehr als einem Jahrhundert von dieser Kunstform galt, ist heute noch zureichend. Gerade Morgenstern rührt immer an Probleme, führt zwingend in sie hinein. Wir haben zu Anfang gehört, wie er fleht, man möge nicht alles wohllos als sein Bekenntnis ans Licht zerren. Auch er war Mensch und Stimmungen psychischen und physischen Ursprungs unterworfen. Freilich das, was er vielleicht jetzt als misglückt und wertlos unmutig beiseite legen würde, dürfte manchem andern noch Ehre und Schätzung verschaffen.

Eine höchst eigene Sache ist es mit Morgensterns sogenannten humorvollen Dichtungen, festgehalten in den Bändchen: „Galgenlieder“, „Palmström“, „Palma Kunkel“, „Ginggang“. Man müßte erst einmal den Begriff des „Humor“ und „humoristisch“ definieren, um in das wohllos unter diese Flagge segelnde Gewirr literarischer Erzeugnisse einiges klärende Licht zu bringen. Als bald würde man sehen, wie seinerseits Morgenstern eine höchst persönliche Modifikation vorweist. Seine Grotesken sind bekannter als seine andern Sachen, doch hat man vielfach nicht mehr mit ihnen anzufangen gewußt als (verlegen) darüber lachend sie wieder wegzulegen. Ich sehe in diesen Gedichten ihrem oft sonderbaren Gehalt und ihrer skurrilen Form eine unbedingt notwendige, geradezu schicksalhafte Antithese zu des Dichters starkem mystischem Hange. Er selbst hat mehr als einmal aufgezeichnet, wie er sich dem Wahnsinn (durch Hinter-sinnen) bedenklich nahe gekommen fühle; ich denke die Grotesken als jähren Pendelschlag nach der andern, rettenden Seite. Und wenn uns des Durchschnittslesers Tadel, es lasse sich kein Sinn aus solchen Versen erklären, ohnehin nicht schreckt, da man gar vielerlei eindeutig verstehen kann, ohne mühselos das richtige Wort begrifflicher Festlegung bereit zu haben, so empfehle ich nur folgendes Gedicht aus den „Ginggang“grotesken; vielleicht wird man hier, soll es schon nicht in aller Offenheit ausgegeben sein, des Sinnes in stillem Kämmerlein inne:

Mopsenleben.

Es sitzen Mopse gern auf Mauerecken,
die sich ins Straßenbild hinaus erstrecken,

um von solanen vorteilhaften Posten
die bunte Welt gemächlich anzukosten.

O Mensch, lieg vor dir selber auf der Baur,
sonst bist du auch ein Mops nur auf der Maur!

Eine echt deutsche Liebe (wo die Idee und die Sinne gleichermaßen zu ihrem Rechte kommen) zu den Menschen und Sachlichkeit gegenüber jedem Ding ist Morgensterns Kern. In einer lieben Person, in einem ihm aus Herz gewachsenen Ding liebt er zugleich den Menschen, die Natur, das Göttliche in

der Materie, das All im Einen. So kann ihm eines Menschen Hand mystisches Wissen um Ewiges geheimnisvoll offenbaren. Hier drängt sich der Name Rainer Maria Rilkes auf, dem jene tiefe Liebe zu den Händen Gottes und bildender Künstler vielleicht durch die Freundschaft mit Auguste Rodin, dem größten Bildner des verflorenen europäischen Menschenalters, besonders gegenständlich geworden ist. Die Natur und der Mensch sind Morgensterns Gedanken, um die sein Sinnen und Sorgen kreist, und jedes seiner Worte ist ein gehaltvolles Bruchstück einer großen Konfession. Gerade der Natur gegenüber bleibt er ziemlich wortkarg. Was er empfand, hat er selten ganz rückhaltlos gestanden: ein leises Rosenwort, eine scheinbar neben-sächlichste Bemerkung, ein Einleitungs- oder Ausklangsversprechen Erschütterungen an, und müßlicherweise hat sogar sein dürstendes Auge, dessen zwingender Glanz sogar aus konventionellen Photographien den Beschauer beim ersten Blick packt und Lebenslang nicht mehr losläßt, mehr noch in sein tiefstes Innere eingesaugt als zurückgestrahlt. Ein stiller Trost manchem, dem ein Gott nicht gab zu sagen, was er leide, und dem dann Kaltherzigkeit, Philisterhaftigkeit oder Mangel an Naturfreude vorgeworfen wird. Als ob es damit getan wäre, daß jede Frühlingsblume, jeder Sommersonnentag, jede Herbstfäule stündlich in pathetischer Exultation gepriesen werde. Es gibt eben Menschen, und zu ihnen hat Morgenstern gehört, denen Dankbarkeit so selbstverständlicher Lebensgehalt ist, daß sie darüber nicht mehr reden und erstauern, wenn man das von ihnen verlangt.

Da es im hier vorgezeichneten Rahmen unmöglich ist, die Fülle Morgensternscher Problematik auszubreiten, sei es durch eingehende Interpretation oder durch eine ausführliche Auswahl aus seinen Gedichten, Sprüchen und Aphorismen, so wird man einer knappen Auslese im folgenden und ihrer menschlich-selbstverständlichen Subjektivität Nachsicht vergönnen. Mehr als einem andern muß man diesem feinen Menschen selbst das Wort überlassen, sich darzustellen. Wenn manche durch diese Zeilen dankbaren Gedankens und die wenigen Fingerzeige zu des Dichters Werkstatt angeregt werden, sich mit den Werken vertraut zu machen, so wird dem einen und andern vielleicht ein Buch wie die „Stufen“ oder die „Epigramme und Sprüche“ ein weiteres auf dem Schafte der etwas mitgenommenen, dadurch aber auch wirklich im Innern aufgenommenen täglichen Weggenossen werden. Möchte die geistige Gemeinschaft derer um den toten und doch so lebendigen Christian Morgenstern sich ausbreiten und er (wie sein verehrter Paul de Lagarde) zum guten Eideshelfer des kommenden, neuen Deutschen werden, dessen wir trotz allem in Gewißheit durchdringender Zuversicht harren. Schaffen wir an uns, so schaffen wir am neuen Deutschen, der nicht ein schabloniger Typ, auch nicht der „starke“ Mann sein wird, der die verfahrenere Sache „endlich“ einrenken kann, sondern der in Opfer und Wiedergeburt — wie Leopold Ziegler zur Nachahmung mitreißend vor seinen herrlichen „Gestaltwandel der Götter“ geschrieben hat — gefördert durch Mahnrufe guter Geister, eine dem deutschen Schicksal gestellte (oder von ihm gestellte) lebengestaltende Aufgabe ist, die jeder in seiner ureigenen Weise an sich selbst für die andern durchzuführen mutig beginnen kann und muß, soll es anders werden bei deutschen Menschen. Wohlauß, es nahet gen den Tag . . .“

Christian Morgenstern / Strophen, Sprüche und Aphorismen.*

Der Morgen war von überausstem Schmelz,
der harte Berg war nicht mehr Stein und Krume,
der Wald wie purpurbrauner Falter Pels.
Und drüber quoll des Weltraums Blaue Blume
aus ewigem Kelch ihr tiefstes Ja und Amen.
Und vor dem allem stand im jungen Strahl
ein Mensch und nahm dies heilige Morgenmahl
Dir zum Gedächtnis und in Deinem Namen.
(Ich und Du.)

Verlange nichts von irgendwem,
laß jedermann sein Wesen;
Du bist von irgendwelcher Sehnm
zum Richter nicht erlesen.

Tu still Dein Werk und gib der Welt
allein von Deinem Frieden;
und hab Dein Sach auf nichts gestellt
und niemanden hienieden.
(Wir fanden einen Pfad.)

Dulde, tragel
Bessere Tage
werden kommen.

Alles muß frommen
denen, die fest sind.
Gern, alles Kind,
dulde, tragel (Melancholie.)

Der Specht.
Wie ward Dir, Kleiner Specht, so große Kraft?
Von Deinem Klopfen tönt der ganze Schacht
der hohen Kiefer. Wär auch mir vergönnt,
daß ich den Menschen so durchklingen könnte!
(Melancholie.)

*) Von Christian Morgenstern sind erschienen (einiges ist augenblicklich vergriffen; dies alles wird in absehbarer Zeit jedoch wieder verfügbar sein) bei R. Piper & Co. in München: In Phantas Schloß; Horatius Travestitus; Auf vielen Wegen; Ich und die Welt; Ein Sommer; Und aber ründet sich ein Kranz; Einlehr; Wir fanden einen Pfad; Stufen; Epigramme und Sprüche. — Ferner bei Bruno Cassirer in Berlin: Galgenlieder; Palmström; Palma Kunkel; Melancholie; Ginggang; Klein Frühling; Ueber die Galgenlieder. Schließlich besorgte er Uebersetzungen aus Fbien, Björnson, Samson und Strindberg, die bei S. Fischer und G. Bondi in Berlin, sowie bei A. Vangen in München zur Ausgabe gelangt sind.

Alles Leben steht auf Messers Schneide
 Gleite aus und Du erstickst im Reide.
 (Melancholle.)

Aus dem Aphorismenbande: „Stufen“

Ich leide oft sehr an der Art meines Humors. Meine ewige Fragestellung, ob nicht jeder Humor ein Quantum Philistertum einschließt.

Ich kann mit fertigen Menschen nichts anfangen. Es gibt fertigere Menschen denn mich, sicherlich ungezählte. Aber keiner ist fertig, soll je fertig sein.

Ich habe heute ein paar Blumen für Dich nicht gepflückt, um Dir ihr — Leben mitzubringen.

Die hohen Tannen sprechen: Wir sind nicht traurig und nicht frohlich, wir sind fest.

Wenn ich so die kleinen Dampfer die riesigen Röhre vorüber schleppen sehe, muß ich immer an den Dichter und das Publikum denken.

Kunst ist nicht ein Stück Welt im Spiegel eines Temperaments, sondern — ein (Stück) Temperament im Spiegel des Bewußtseins.

Ein rechter Künstler schildert nie, um zu gefallen, sondern um zu — zeigen.

Alle Liebe zu Tolstoj wird doch nur eine andere Liebe noch heigern: die zu — Tolstojewski.

Welch unnützes Geschwätz, Nichts habe die napoleonische Natur deshalb vor allem geliebt, weil er selbst keine gewesen sei. Herr Müller also ist ein Napoleon, weil er die Napoleons — nicht liebt.

Du bist ein Gymnasialweis, mein Lieber!

Charleyantismus der Bühne.

Welch ein Unterfangen, sich hinter Worten verstecken zu wollen! Man ist ja — diese Worte selbst!

Wie ist jede — aber auch jede — Sprache schön, wenn in ihr nicht nur geschwätzt, sondern gesagt wird.

Man kann ein halbes Leben lang den Krieg verwerfen — bis man eines Tages erkennt: nein, der Krieg gehört vielleicht

noch immer unter die tragischen Selbstzuchtmittel der Menschheit. Und fürchterlicher als der Krieg bleibt, daß selbst dieses schreckliche Mittel dem Menschen nicht mehr nützt, als es geschieht: daß es ihn wohl tüchtig erhalten mag, im gegebenen Augenblick in den Tod zu gehen, aber daß es ihn nicht tüchtiger macht, in sich zu gehen und damit in den Tod seines bisherigen Lebens.

Die „bessere“ Gesellschaft ist die eigentlich und im tiefsten Sinne unwissende und ungebildete.

Machen wir uns doch von der Tyrannei der Geschichte freil! Ich sage nicht: von der Geschichte, ich sage: von der Tyrannei der Geschichte.

Wer sich groß verfehlt, der hat auch große Quellen der Reue in sich.

Das ist meine aller schlimmste Erfahrung: Der Schmerz macht die meisten Menschen nicht groß, sondern klein.

Nur in Versuchungen immer wieder fallend, erheben wir uns.

Wenn man zum Leben ja sagt, und das Leben sagt zu einem nein, so muß man auch zu diesem Nein ja sagen.

Den seelischen Wert einer Frau erkennst du daran, wie sie an altern versteht und wie sie sich im Alter darstellt.

Es gibt Naturen, die für sich allein Stunden lang mit ihren Freunden und Bekannten reden, während ihnen in deren Gegenwart jeder Gesprächsstoff entfallen ist.

Unser Begreifen ist Schaffen; seien wir doch selig in diesem Bewußtsein.

Das Leben hat keinen Sinn als den Sinn — Gottes.

Was ist Religion: Sich in alle Ewigkeit weiter und höher entwickeln wollen.

Ich hatte mich in „Gott“ verloren. Aber Gott will nicht, daß wir uns in ihm verlieren, sondern daß wir uns in ihm finden, das aber heißt, daß wir Christus in uns und damit in ihm finden. Daß du den Christus in ihm, daß du dich als Christus in ihm findest.

Zusammengestellt von E. K.

Rudolf K. Goldschmit / Eduard Devrient und Richard Wagner.

In seinen Erinnerungen „Mein Leben“ spricht Richard Wagner in sehr bitterem und abfälligem Tone von Eduard Devrient. In seiner als Band 32 der Theatergeschichtlichen Forschungen erschienenen Monographie „Eduard Devrients Bühnenreform am Karlsruher Hoftheater“ hat Dr. Rudolf K. Goldschmit auch das Verhältnis Wagners zu Devrient neu untersucht. Wir bringen mit Genehmigung des Verfassers den betreffenden Abschnitt im folgenden zum Abdruck:

Als einen der bemerkenswertesten Theaterabende der Karlsruher Hofbühne, nicht nur der Spielzeit 1854/55, sondern des 19. Jahrhunderts überhaupt, darf man den 28. Januar 1855 buchen. An diesem Abend wurde mit allgemeinem aufgehobenem Abonnement zum ersten Male Lannhäuser von Richard Wagner gegeben. Der Name Wagners ist mit der Geschichte des Karlsruher Hoftheaters enger verknüpft, als heute bekannt ist. Die frühere Hofbühne der badischen Residenz ist eine der ersten und erfolgreichsten Vorkampfbühnen für das Werk Wagners gewesen. Nicht ganz ohne Schuld Wagners ist das Verhältnis Devrients zu Wagner bisher ungeklärt geblieben. Devrients Verdienste um Wagner blieben ungewürdigt. Devrient war in ästhetischen Dingen durchaus ein Mann der Tradition, Anhänger der klassischen Kunst und allem Gewaltfamen und Neuen, in der Kunst wie jenem Romantischen, das in Wagner Form wurde, abgewandt. Aus dieser

geistigen Einstellung ist nicht nur seine eigene Produktion, sondern auch sein Eintreten für Shakespeare, die deutschen Klassiker und die Zeitgenossen wie etwa Gustav Freytag und Albert Lindner zu verstehen; diese Grundanlage mag aber auch seine ablehnend kühle Zurückhaltung gegenüber Heibel und auf musikalischem Gebiet sein sicher nicht auf irgendwelcher Begeisterung gegründetes Verhältnis zu Richard Wagner begreiflich erscheinen lassen. Dennoch wußte er das Genie Wagners durchaus in seiner ganzen Bedeutung zu ermessen, und da sein Landesherr, der Prinzregent, sowie dessen Gemahlin Luise, warme Freunde der großen Kunst des Meisters von Bayreuth waren, so hielt Devrient eine hingebende Arbeit für Wagners Gesamtwerk erst recht für gerechtfertigt. Merkwürdigerweise hat Wagner in dem sonst jeder neuen Größe im Reiche der Kunst gegenüber lauen und zurückhaltenden Karlsruhe eine so willige Akustik von vornherein gefunden, wie sonst selten bei einem deutschen Residenzpublikum. Bereits im Jahre 1853 hatte, wie wir sahen, Wagners Kunst in einem Konzert in Karlsruhe seinen Einzug gehalten. Im August desselben Jahres hatte die „Karlsruher Zeitung“ von dem Plane Devrients Mitteilung gemacht, den „Lannhäuser“ in Karlsruhe aufzuführen. Zwei Jahre später, alsbald, nachdem er das Opernpersonal endgültig rangiert hatte, führte Devrient diesen Plan auch durch.

Noch im Juni 1852 hatte Devrient in einem Briefe an seine Frau über Wagner folgendes Urteil gefällt: „Er ist doch auf dem Kunstgebiete, was er auf dem politischen war. Einer, der nur Welken bauen will, wozu die alte aber nicht zu verwenden ist, und gleichwohl gibt es kein anderes Baumaterial.“ Auch Wagners Menschentum war Devrient unsympathisch. Er gab in einem Gespräch mit dem bayerischen Minister Pforten Wagners „Charakter vollkommen preis“, und es war Devrient recht aus dem Herzen geschrieben, als seine Frau Therese über Wagner und sein Leben im Exil urteilte: „ich schämte mich, von Wohlthaten so glänzend zu leben; wie es Wagner treibt, finde ich es abscheulich“. Devrient konnte sich nicht in die von der Norm abweichenden feilischen Anlagen des Genies hineindenken, das immer etwas Ungezügeltes hatte. Umso höher muß Devrients Wirken für Wagner eingeschätzt werden. Die erste Vorstellung des Tannhäuser begann um 6 Uhr und endete um 9 Uhr. Devrient fand es immerhin noch für rätlich, auf dem Theaterzettel eine Art Fexterklärung mitzugeben. Den „Tannhäuser“ sang Grimlinger, den Landgrafen Brulliot, den Wolfram Hauser, den Walter Eberjus, den Biteroff Oberhofer, Heinrich den Schreiber Schnorr von Carolsfeld, der nachmals so berühmte Wagnerfänger, den Reimar Bregenzer, die Elisabeth Fr. Garrigues, die Venus Frau Howig. Der Erfolg war außerordentlich, für Karlsruhe wie für die ganze Wagnergemeinde des Reiches eine Sensation. Er wurde in dieser und in der nächsten Spielzeit je fünfmal gegeben, und brachte es unter Devrients Bühnendirektion im ganzen auf 42 Aufführungen. Mit dieser Zahl steht „Tannhäuser“ an zweiter Stelle unter allen Opernaufführungen Devrients. Wagner mußte aus unbegründetem Mißtrauen freilich für Devrients Arbeit keinen Dank. Er hat ihm zu Unrecht später die Schuld zugeschoben, daß die Uraufführung von „Tristan und Isolde“ nicht in Karlsruhe stattfinden konnte. Der Grund hierfür lag aber wo anders: alle für die Isolde in Betracht kommenden Vertreterinnen der Rolle haben sich, zum Teil nach eingehenden Proben, geweigert, die Partie zu singen, weil sie den Ruin ihrer Stimme befürchteten. (!) Außerdem war es Devrient unmöglich, die von Wagner verlangte Zusammensetzung des Orchesters zu ermöglichen. Wagner hatte später die Absicht, bei Devrient in Karlsruhe als erster Kapellmeister einzutreten, und Devrient wäre auch hierzu bereit gewesen, wenn er von Wagner die Gewähr gehabt hätte, daß sich das eigentümliche Genie in den Rahmen seiner Bühnensorganisation einfüge. Diese Gewähr wollte und konnte aber natürlich Wagner nicht geben, und so ist die geplante Verpflichtung Wagners nach Karlsruhe unterblieben. Wagner hat dann versucht, Devrient mündlich und schriftlich beim späteren Großherzog von Baden anzuklagen, er suchte — mißtrauisch wie er war — ihm allerlei persönliche Motive unterzuschleichen, bis der Großherzog mit dem ihm eigenen feinen Takte und milder Gesinnung Wagner darauf aufmerksam machte, daß dieser allen Anlaß habe, Devrient dankbar zu sein, und ihn aufforderte, sein Verhalten gegenüber Devrient auch in einem besonderen Schreiben an Devrient zu korrigieren. Wagner hat dies zwar zugesagt, aber in sehr unvollkommener Weise erfüllt. Man kann es zum mindesten entschuldigen, daß Devrient dem Manne, der sein Wirken für ihn so mit an sich psychologisch verständlichem Undank lohnte, für alle fernere Zukunft persönlich ablehnend gegenüberstand, und auch später Wagners Verhalten gegenüber Devrient wird auch durch folgendes weiter charakterisiert. Ueber die überall, auch in der auswärtigen Presse, sehr gerühmte Karlsruher Uraufführung des „Tannhäuser“ urteilte Wagner 1862: Devrient „hatte das

Unglück, durch eine mir dargebotene Aufführung des „Tannhäuser“ im Theater sich mir auf das abschreckendste zu empfehlen. Ich mußte dieser Produktion an seiner Seite betwohnen, und hatte hierbei mit Erstaunen zu erkennen, daß dieser sonst von mir so sehr empfohlene Dramaturg in den allergemeinsten Schlandrian des Theaterwesens versallen war. Meiner Verwunderung über die haarsträubenden Verstöcke in der Darstellung erwiderte er mit noch größerer und dabei vornehm ärgerlicher Verwunderung darüber, daß ich über so etwas viel Besens machen könnte, da ich doch wüßte, daß es beim Theater nicht anders herginge.“ Darf man es schon bezweifeln, daß tatsächlich der alte ernste Theatermann Devrient etwaige Unvollkommenheiten der Aufführung so lax begründet hätte, wie Wagner es hier darstellt, so ist es noch besonders merkwürdig, daß trotz dieses „allgemeinsten Schlandrians“ sich Wagner für die Aufführung seiner Werke gerade in Karlsruhe so sehr interessierte. Das ganze verbitterte und einseitige Urteil Wagners über den „Tannhäuser“ und damit über Devrient wird charakterisiert durch den Nachsatz Wagners: „Dennoch ward für den bevorstehenden Sommer eine auf M u s t e r g ü l t i g k e i t (!) berechnete Aufführung des „Lohengrin“ verabredet.“ Wenn die Karlsruher Bühnenleitung also so schlecht war, so muß es doch eigentlich unerfindlich sein, wie Wagner auf eine mustergültige Aufführung des „Lohengrin“ rechnete und hoffte. Die Lösung der unerfreulichen Episode liegt in dem damaligen feilischen Zustande Wagners, der noch von einer Welt gehässiger Widersacher umgeben, jedem mißtrauen mußte, der nicht sein Freund war. Ebenso einseitig und richtig ist übrigens auch die Darstellung, die Wagner von den Beweggründen der Pflege der Wagnerischen Werke in Karlsruhe in dieser Selbstbiographie gibt. Er schreibt von Devrient: „Von dem Karlsruher Theater behauptete er mir, dies sei so schwach, daß er an die Aufführung meiner Opern auf demselben nicht gut gehen zu können glaubte. Plötzlich änderte sich dieses, als der Großherzog geheiratet hatte, und die von meiner alten Freundin Alwine Frommann für mich gewonnene junge Tochter der Prinzessin von Preußen, jetzt in Karlsruhe zur Selbstständigkeit gelangt, eifrig nach der Aufführung meiner Werke verlangte. Jetzt wurden denn meine Opern auch dort aufgeführt, und Devrient mußte mir von dem großen Anteil der jungen Fürstin, welche selbst den Proben häufig beizuwohnen, berichten.“ Nun hat die kunstsinnige Großherzogin Luise ohne Zweifel einen segensreichen Einfluß auf die Förderung Wagners in Karlsruhe gehabt. Wenn aber Wagner Devrient das ganze Verdienst um die Aufführung seiner Werke nehmen will, so muß man dem doch entgegenhalten, daß Devrient mindestens 2 Jahre zu tun hatte, um sein Ensemble auszugestalten, und besonders um es zu üben und kennen zu lernen, ehe er an eine Aufführung der Werke der neuen Kunst gehen konnte. So war der Januar 1855 ein sehr früher Zeitpunkt für die Karlsruher Wagner-Premiere. Wagner ist voller Mißtrauen gegen Devrient, wittert in diesem zu Unrecht einen geheimen Widersacher beim Großherzog und nennt ihn in seinen Erinnerungen ironisch einen „Freund“. Vollends wird aber Wagners Behauptung, daß Devrient erst durch Großherzogin Luise zu der Aufführung der Musikdrama Wagners veranlaßt worden sei, ad absurdum geführt, durch folgende Daten und Tatsachen: Die Heirat Großherzog Friedrichs mit Großherzogin Luise fand 1856 statt. Die Einreihung Wagners in den Spielplan des Karlsruher Hoftheaters wurde 1853, einige Monate nach Devrients Dienstantritt, bereits öffentlich angekündigt, und die erste Aufführung des „Tannhäuser“ fand 1855, also ein Jahr, ehe Großherzogin Luise in das Land kam, statt. —

Otto Michaeli / Zwiesprache (aus dem Liederkreis „König Ezio“).

„Willst du wieder Sonnen rauben,
 Aller Räuber Schlimmster du?
 Raubst mir Vaterland und Glauben,
 Raubtest mir des Herzens Ruh'.
 Bade in des Himmels Brommen
 Dein begehrend Augenlicht!
 Dürste nicht nach m e i n e n Sonnen!
 M e i n e Sonnen stehst du nicht.“

Herrin, hast du wohl vernommen,
 Was uns Sage hinterbracht,
 Wie das Feuer uns entglommen
 Durch Prometheus' List und Macht?
 Wohl, ich bin Prometheus' Enkel,
 Dessen, welcher geistescharf
 Seines Göttertrokes Senkel
 In des Weltalls Tiefen warf.

Licht muß ich der Welt entzünden,
 Feuer tragen so wie er.
 Deinen glühenden Liebreiz künden
 Meine Lieder, Heer bei Heer.
 Doch mein Blick wird niemals freier,
 Wie er auch die Tiefe mißt,
 Weil mir Tag um Tag der Geier
 Sehnsucht an dem Herzen frißt.

So ergriff mich Raubgelüste,
 Als ich, Schönste, dich ersah,
 Deine Lippen, deine Brüste,
 Lucia Diadogolal

Gib die Sonnen! o, so weitest
 Sich mein Kerker hoch und weit,
 Und der Glanz, den du verbreitet,
 Leuchte bis in Ewigkeit!

Albert Schneider / Der Mord im Walde.

(Schluß.)

Obwohl ihr die Angst und Leiden des unglücklichen Mädchens mit quälender Anschaulichkeit der Umstände ständig gegenwärtig waren, schien es doch weniger die Tat selber zu sein, die Esfriede nicht zur Ruhe kommen ließ, als die Bedeutung, die sie im Zusammenhang ihres eigenen Lebens und desjenigen des treulosen Nachbarn gewinnen konnte. Furcht und Hoffnung führten eine bunte Reihe Möglichkeiten an ihr vorbei, und immer wildere Entschlüsse suchten ihren Weg, je länger die Ungewißheit über den Urheber des Verbrechens anhielt. Denn das war das Erstaunliche bei allem, daß sich vom Täter nicht die geringste Spur ausfindig machen lassen wollte. Das Gericht sahndete nach Tatsachen und verlässlichen Anzeichen, Esfriede aber hing ihren aufgewählten Einbildungen nach und hing auf einmal an, gefährliche Wünsche als wohlbegründete Mutmaßungen an ihre Mitmenschen weiterzugeben.

Niemand im Städtchen wußte zu sagen, wo der erste Einfall seine Entstehung genommen, geschweige das erste Wort. Als ob ein wandlungsfähiger Kobold fast gleichzeitig an den verschiedensten Orten aufgetaucht wäre, sprachen plötzlich alle die gleiche Meinung aus, wollten sogar von Anfang an der unumstößlichen Ueberzeugung gewesen sein, daß der Mörder in der nächsten Umgebung zu suchen sei. Warum gerade fremdes Gesindel? Mehr als Geld reizt Eifersucht, und wo die nicht hinreicht, tut die Wohlthut das ihre.

Man hielt den Atem an, als der junge Burche vom Schweigerhof bei Austerdingen festgenommen wurde, der oftmals in der Rose, schüchtern hinter seinem Glase sitzend, die übermüthige Tunika mit glühenden Blicken verschlungen hatte und grimmer Nachsicht verdächtig war, da sie ihm nicht die geringste Beachtung geschenkt hatte. Die Spannung ließ indessen bald wieder nach. Dem Verhafteten fiel es allzuleicht, sich über seinen Aufenthalt an allen in Betracht kommenden Stunden auszuweisen, und der rote Dieter, den man nach ihm unter Schloß und Riegel setzte, ein Waldarbeiter mit einigen Vorstrafen wegen Diebstahls, leichten Einbruchs und sonstiger harmloser Vergehen, war nicht absonderlich genug, war zu wenig Romantiker. Als man auch ihn wieder hatte freilassen müssen, ging endlich das Wort umher, das den äußersten Bedürfnissen aufregungslüfterner Seelen Rechnung trug. Das hatte die nötige Beigabe von Vernunft, die es am Leben erhielt, und im übrigen trug es eine Last von Ungeheuerlichkeiten, über die man sich nach Belieben stillos entrüstete oder gruselig entsetzen konnte.

Da ein Wildfremder als Täter nicht in Betracht zu kommen schien und kein bisheriger Verdacht unter den Einheimischen Bestätigung gefunden, hatte nur noch eine Annahme Wahrscheinlichkeit für sich, die beidem zugleich oder keinem gerecht ward. Das war folgerichtig gedacht und war obendrein keine bloße Lehrmeinung. Es gab einen, der nicht eingeboren und doch ansässig war und dessen ganzes Dasein einen einzigen sprechenden Beweis für die schlimmste Vermutung abgab. Wer eine Geliebte auf die grausamste Weise ums Leben kommen sah und nicht vor Kummer zerbricht, hat kein Gefühl oder hat Gründe, seine wahren Empfindungen zu verbergen. Wer in der Leidenschaft einem blutrünstigen Tiere gleicht, dem Löwen, der eine Gazelle zerfleischt, ist der überhaupt mit menschlichem Maße meßbar? Er ist imstande, Dinge zu tun, die einem andern auch nur zu denken schon die Hölle ist . . .

Esfriede hatte sich der Vermittlung von Dienstmädchen und Botenfrauen bedient, um diese kühnen Verdächtigungen möglichst breit auszustreuen, und als sie deren Ueberzeugungskraft glänzend genug bestätigt sah, machte sie sich daran, die letzte Schlinge auszuwerfen. Sie hatte nichts Beringeres vor, als an die Stelle, welche die Entscheidung über Tod und Leben beantragt, selber heranzutreten. Zu diesem Zweck machte sie sich mit erstaunlicher Einsicht den Weg zum Verbrechen klar, suchte den Täter und die Tat hinreichend zu kennzeichnen und fand anschließend an eine frühere Beobachtung ein äußeres Beweisstück in einer Frauenschuhblüte, die der verirrte Weltfahrer auch an jenem Sonntag im Knopsloch getragen und ohne Zweifel dem in unmittelbarer Nähe des Wiesenecks gelegenen Stand entnommen haben sollte. Ihre klug erfundene Beweisführung legte sie auf enggeschriebenen Seiten auseinander, beschwerte sie mit einer Fülle geheimnisvoller Andeutungen und schickte sie, ohne Namensunterschrift na-

türlich, mit plötzlichem Entschluß ab, als sie den leichtsinnigen Menschen wieder einmal in seiner ganzen beleidigenden Unbekümmertheit hatte vorübergehen sehen . . .

Die Eisenbahnstraße lag still und verlassen; es war früh am Tag. Der Bäckerjunge hatte seine Becksäckchen an die Hausstüren gehängt, an andern Orten ein paar Brötchen hinter halb-offene Fensterläden gelegt und war wieder verschwunden. Nun war nichts mehr zwischen den Häusern als die graue Morgenluft. Da zeigten sich zwei Gensdarmen, beide mit umgehängtem Gewehr. Von der Bachbrücke kamen sie her, gingen eine Strecke weit auf dem Trottoir, durchquerten plötzlich die Straße und verlangten vor der Schweinemezge, am Fensterladen pochend, unverzüglich Einlaß. Der Metzgerbursche öffnete ihnen erschrocken. Da der Zimmerherr auch bei Nacht seine Türe nicht geschlossen hielt, konnten sie ohne Umstände an sein Bett treten und ihm von ihrem wenig erfreulichen Auftrag Mitteilung machen. Sie gaben sich keine Mühe, durch nähere Auskunft ihm über seine erste Bestürzung wegzuhelfen, bemerkten nur im Ton wohlwollender Herablassung, daß er ja nichts zu besürchten habe, wenn er sich keiner Schuld bewußt sei.

Er kleidete sich in der Eile an und wurde durch die morgentstille Eisenbahnstraße abgeführt, denselben Weg, den die Gensdarmen gekommen waren. Der Fensterspiegel schwebte trostlos vor dem Kontorfenster. Esfriede schlief noch oder saun wachend in ihrem Bett und konnte nicht sehen, wie der hinreichend verdächtige Mörder aufrecht und selbst lächelnd ins Gefängnis gebracht wurde.

Die Befriedigung über ihren wohlgeglückten Racheakt hielt bei Esfriede nicht lange an. Gar zu bald plagte sie ein ganzes Bündel von Zweifeln. Ein Mensch seiner Art machte sich wenig aus dem kleinen Zwischenspiel einer ergebnislosen Untersuchung, und wenn ein größerer Erfolg nicht zu erwarten war, hatte sich trotz Tunitas Tod wenig geändert. Bis vor die Schwurgerichtsschranke hätte er kommen müssen, damit Schande und Schrecken voll geworden wären. Sie wünschte, daß er auf dem schwarzbehängenen Gerüst seinen Kopf hingab, unschuldig büßend für fremde Missethat, weil sie ihn nicht strafen konnte für den Frevel an ihrer Reinheit. Und selbst das war noch nicht die ersehnte Erlösung, wenn sie ihm nicht frohlockend zurufen konnte, daß sein schweres Los ihr Werk war, das ihre allein. So haßte sie ihn, mit einer ganzen Seele voll Haß.

Obwohl sie sich bewußt war, daß das überzeugte Gerede der Leute zum größten Teil ihr selber seine Entstehung verdankte, und sie es darum mit der gebührenden Geringschätzung aufnahm, zwang sie eine hartnäckig wiederkehrende Nachricht schließlich aufmerksam hinzuhorchen. Immer bestimmter wurde versichert, daß es dem Häftling nicht gelingen wolle, befriedigende Aussagen über seine Wege an jenem Sonntagmorgen zu machen, daß er sogar habe zugestehen müssen, Orchideen auf der Austerdingener Höhe gepflückt zu haben, womit seine Täterschaft so gut wie bewiesen sei. Erst wollte Esfriede auch darin nur eine Entstellung ihrer eigenen Angaben wiedererkennen, als sie aber anlässlich einer kleinen Besorgung durch den Mund der Tochter des Gefängnisaußsehers selber erfuhr, daß bereits Anstalten getroffen worden seien, den gefährlichen Verbrecher nach dem Landesgefängnis überzuführen, erschauerte sie vor dem furchtbaren Verhängnis des Geschehenen. Eine solche Möglichkeit war nie in den krankhaft eingeeengten Kreis ihres Bewußtseins getreten.

Oder hatte sie ihn nicht früher schon gedacht, den entsetzlichen Gedanken, am ersten Anfang schon, wenn auch nicht im klaren Licht des Urteils, so doch in der phantastischen Dämmerung der Einbildung? Nun er Tatsache geworden war und sein erdenschweres Gewicht erhalten hatte, war alles andere auf einmal vergessen und verziehen, vergessen, daß die Ermordete sie seiner Neigung enfreundet hatte, verziehen, wenn er im Uebermaß inbrünstiger Leidenschaft ihr den Tod gegeben haben sollte, um sich aus unlösbarem Zwiespalt zu retten. Sie sah nur das unabwendbare Ende vor sich und wurde mit Schrecken gewahr, daß es keine Hoffnung hinter sich ließ. Wenn sein Kopf gefallen war, gab es für sie weder Trost noch Glück mehr, dann war nur noch Trübnis, Leere, Sinnlosigkeit. Unausprechliche Behmut ergriff sie, tiefes Mitleid mit allem, was leben und lieben muß, nicht zuletzt mit sich selber, und als sie am Abend allein in ihrem Zimmer

faß, machte ihr langverhaltener Kummer sich gewaltsam Luft; sie fing, plötzlich vornüberfallend, herzbewegend zu schluchzen an.

Wenn man Beweise für seine Täterschaft aufgefunden hatte, hing von ihrem Eingeständnis wenig mehr ab, möchte es sich auch von den bescheidenen Anfängen ihrer allgemeinen Verdächtigung lückenlos bis zu deren wirkungsvollem Schlusstreich, dem belastenden Anklagebrief, erstrecken. Nun galt es, Größeres auf sich zu nehmen, äußerste Gefahren, schwerste Opfer, und sie war entschlossen dazu, schon ehe der graue Morgen heraufdämmerte. Sie wollte, sei es mit List, sei es auch mit Gewalt, ihn aus dem Gefängnis befreien. Geld konnte sie sich besorgen, obendrein hatte sie einigen nicht geringwertigen Schmuck, und so konnte sie hoffen, Aufseher und Wärter zu bestechen. Glücke ihr Plan, so flohen sie miteinander und schlugen sich durch die Fährlichkeiten einer unsicheren Wanderschaft durch, mißglücke er, so hatte sie dem Unglücklichen einen unzweifelhaften Beweis ihres Opfermuts gegeben, und während er mülig seinen letzten Schicksalsweg ging, suchte sie selber — dessen sollte er vergewissert sein — den Tod von eigener Hand.

Voll schwerer Besorgnis fand sie sich am Nachmittag bei der Tochter des Gefängnisaufsehers ein und fing an, um ihr Zutrauen zu werben. Nachdem sie das einfältige Mädchen durch ein ansehnliches Geschenk gefügig gemacht und in klug abgewogenen Fragen ausgehört hatte, glaubte sie den ersten Knoten knüpfen zu dürfen. Sie zog ein goldenes Medaillon hervor, in das sie ein kleines Briefchen sorgfältig eingefaltet hatte, und erhielt, nach langem Zögern freilich erst, das Versprechen, daß es dem Verhafteten zugesandt werde, wenn sich je die Möglichkeit dazu bieten sollte.

Nahm sie an sich schon keine große Zuversicht mit sich fort, so stellten sich ihr fast von Stunde zu Stunde andere Bedenken entgegen, mit denen sie nicht gerechnet hatte. Allzu vielfältige Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe man nur zum Handeln kam, und bis das eigentliche Ziel erreicht werden konnte, hatte man ihn gewiß längst fortgeschafft. Sie unterließ keinen Tag, ihre Vertraute an der Gefängnisporte aufzusuchen, folgte immer andern und andern Schleich- und Umwegen, aber etwas Tröstliches warfete ihrer nie. Sie erfuhr nur stets von neuem, daß nichts geschehen war und nichts geschehen konnte.

Die ständige Angst und Ungewißheit brachte sie der Verzweiflung nahe. Sie verlor jedes Urteil über Menschen und Menschenwerte, und da sie niemanden wußte, den sie in ihrer Not um Beistand angehen konnte, ließ sie an die denkbar ungeeignete Stelle. Es lebte am Ort ein Rechtsanwalt, ein Lebenskünstler mit verquollenen Hiebnarben auf überfüllten Wangen, dessen Ruhm als Weiberheld größer war denn der als Rechtskundiger. Zu ihm kam Elfriede gelaufen und suchte sich den Anschein zu geben, seltsamer Familienvorkommnisse wegen sachlicher Auskunft zu bedürfen, verriet aber schon mit ihrer ersten Frage ihre ganze Sorge.

Sie möchte gerne wissen, fragte sie, ob man auf anonyme Benachrichtigung hin einen Menschen festhalten dürfe.

Keineswegs natürlich, antwortete der Rechtsrat in göttlichem Staunen; die Beweise pflügten sich jedoch im allgemeinen meist bald einzustellen.

Aber, plägte das erregte Mädchen heraus, man könne doch niemanden im Handumdrehen zum Tod verurteilen, ehe dessen Schuld unbedingt bewiesen sei! Und selbst dann wäre noch ein großer Unterschied zwischen einem wirklichen Mörder und einem unglücklichen Menschen, der nur in schwerer Leidenschaft, in Verzweiflung oder verirrtter Wohlust sich vergessen habe . . . !

Der Anwalt lächelte immer behaglicher. Er hätte die Gemütslage Elfriedens durchschauen müssen, auch wenn er über sie weniger gut unterrichtet gewesen wäre, als es in dem kleinen Städtchen selbstverständlich der Fall war. Eine Weile weidete er sich an ihrer Unruhe, und als er merkte, daß sie aufs Höchste gestiegen war, erzählte er, daß vor bald acht Tagen am Bodensee ein vagabundierender Kesselflicker oder ähnliches festgenommen worden sei, und daß man nur auf sein offenes Eingeständnis warte, um das hier gefangen gehaltene Sorgentind, das natürlich in jeder Hinsicht unschuldig sei, ohne Bedenken der Freiheit zurückgeben zu können.

Elfriede wollte weiter nichts wissen. Nicht einmal nach dem Honorar fragte sie. Aller zärtlichen Freundlichkeit ihres Rat-

gebers zum Troß verabschiedete sie sich voller Hast und Lief, glüht vor Berührung, geraume Zeit auf Wiesen und Feldwegen umher, ehe sie sich wieder in die Straßen wagte. Ihr war, als wäre sie von weisernen Höhen, wo Himmel und Hölle beieinander lagen, auf die flachste Fläche der Gewöhnlichkeit heruntergefallen.

Als sie heimkam, ging sie an der argwöhnisch scheltenden Mutter vorbei auf ihr Zimmer. Sie wußte sich kaum mehr zu fassen. Alles gab nur Anlaß zu Enttäuschung und Scham. O, wäre er lieber gestorben! Sie konnte keine Freude empfinden über den glücklichen Ausgang.

Einige Stunden später sah sie den eben der Haft entlassenen Gefangenen aufrecht seiner bürgerlichen Behauptung zuschreiten; er drehte den Kopf nach ihrem Fenster und verzog die Lippen zum freundlichsten Lächeln. Sie vermochte sein unerwartetes Mienenpiel nicht zu deuten, bis ihr das goldene Medaillon einfiel; die Tochter des Gefängnisaufsehers hatte es ihm also wohl zu guter Leht noch ausgehändigt, und das eingefaltete Briefchen hatte dergestalt auf seine Stimmung eingewirkt, einfach erheitend; ein nicht gerade erhebender Gedanke.

Trotz der erfahrenen tiefen Demütigungen befaß sich das willenslose Mädchen nicht lange, als er es bei einer günstigen Gelegenheit noch einmal um eine heimliche Begegnung bat, um das unter falscher Voraussetzung erhaltene Geschenk seiner Eigentümerin zurückgeben zu können. Auf dem erhöhten Bachufer oberhalb des kleinen Stegs, den sie nach dem Maskenball überschritten hatten, beim verdichteten Dämmerlicht der Sommernacht, trafen sie zusammen. Elfriede vermochte lange nicht zu antworten, geschweige ein selbständiges Wort hervorzubringen. Sie nahm wortlos das Schmuckstück in Empfang und wunderte sich, daß er ihren unterirdischen Racheakt kaum, wenigstens ohne jeden Vorwurf, erwähnte. Er nannte im Gegenteile seine Verhaftung eine heilsame Mahnung, in Zukunft mit seinen Großsprechereien vorsichtiger zu sein.

„Großsprechereien?“ fragte Elfriede schüchtern.

„Nun ja, was man so sagt, um sich den Leuten schmachhafter zu machen. Wenn einer von hundert Abenteuern lügt, gilt er eben mehr, als wenn er eines wirklich besteht.“

„Aber die Pampas und der Zirkus?“

Er begann zu lachen.

„Weiß Gott, wer das aufgebracht hat! Ich bin nie in Ungarn oder Frankreich gewesen, viel weniger in Südamerika; und Zirkusreiter war ich natürlich auch nicht. Ich habe mein Vermögen in Chemnitz beim Bankrott einer Fabrik für Schuhappensteife, die ich mit einem gleich mir unerfahrenen Kaufmann gegründet hatte, eingebrockt. Danach habe ich mich als Reisender in Wein, Zahnwatte, Ledersett, Milchwaagen und allerhand anderen Artikeln umhergetrieben, bis mir mein Onkel, der Zigarrenfabrikant, ein weniger dornenvolles Leben zu bereiten versucht hat. Meine Weltkenntnis stammt aus den abgegriffenen illustrierten Wochenblättern, die ich aus Langerweile in meinen Gasthäusern las.“

„Das ist alles?“ fragte sie starr vor Verwunderung.

„Mir war's genug,“ antwortete er kalt. „Aber nun wollen wir uns die Hand geben. Es steht kein großes Saldo mehr zu deinen gunsten im Buch, und ich kann, was das anbelangt, beruhigt nach einer neuen Heimat Ausschau halten.“

Vor dem kleinen Steg trennten sie sich . . .

Nach einigen Tagen lernte Elfriede den Sinn seiner letzten Worte verstehen; der entpuppte Weltfahrer war verschwunden. Er hatte sein Lager zu billigem Preis veräußert, einige Schulden gezahlt und den Rest als Andenken hinterlassen. Von Hamburg aus schrieb er seinen Hausleuten, daß er auf dem Weg nach Costarica sei, um sich eine Kaffeepflanzung zu erwerben; wo er die Mittel dazu herbeifam, schrieb er nicht.

Elfriede nahm wie zuvor ihren Platz am Kontorfenster ein und trug willig die immer leichter werdende Last mitleidiger Mißachtung, mit der man sie seit ihrer verirrtten Neigung behandelte. Sie schaute in den Straßenpiegel, der die Alltagswelt vor ihren Augen mit Prinzen und Zauberern bevölkerte, gab aber keiner Lockung zu ungewöhnlichen Ergebnissen mehr nach, sondern hielt das grobe Leben mit weiser Vorsicht weit von sich.